

schlimmer als eine hinausgezögerte Entscheidung wäre jedenfalls in ihren Folgen eine falsche Entscheidung.

*Bolschewismus und Religion.* In der Monatsschrift Nowij Mir (Neue Welt), dem Organ des Verbandes der Sowjetschriftsteller, erschien ein Aufsatz mit der Überschrift „Das schwarze Spinnennetz“, von dem die Theologische Literaturzeitung (Nr. 6, 1951) einen Auszug gibt. Er richtet sich vor allem gegen die katholische Kirche als das Zentrum demagogischer Macht und reaktionären Denkens. Trotz aller Schriften, die über die Intoleranz der Kirche, die Grausamkeit der Inquisition, die Moral der Jesuiten und die Politik des Vatikans aufklärten, sei der Einfluß des Papsttums nicht gebrochen worden. Denn die bürgerliche Literatur gehe in ihrem antiklerikalen Affekt am Kern der Sache vorbei. Wohl sei der Betrug eine mächtige Waffe in den Händen des Papsttums, aber damit er wirklich Erfolg habe, müßten sich auch Menschen finden, die sich betrügen lassen. Die gäbe es so lange, als es religiöse Überzeugungen gibt. Deren Wurzel aber sei in den Lebensbedingungen der Werktätigen im kapitalistischen System zu suchen. Bevor dieses nicht beseitigt sei, werde auch die Macht der Kirche nicht gebrochen. Der marxistische Atheismus, der die Unversöhnlichkeit der wissenschaftlichen Anschauungen mit dem Idealismus der Kirche erkannt habe, gehe darum nicht theoretisch voran. Er führe den Kampf gegen die Religion „dialektisch“, das heißt auf Grund des Klassenkampfes. Man müsse alle Werktätigen ohne Rücksicht auf ihre religiösen Anschauungen zum Kampf gegen die Übermacht der Trusts vereinigen. Dann kämpften sie zugleich auch gegen die religiöse Sklaverei. Es gelte, die „Taktik der ausgestreckten Hand“ anzuwenden, wie etwa Maurice Thorez, wenn er sagt: „Wiederholt den Gläubigen: Warum sollen wir darüber streiten, ob es ein Paradies im Himmel gibt? Wir wollen uns lieber vereinigen und dafür sorgen, daß unsere Erde nicht in eine Hölle verwandelt werde, daß unsere Kinder nicht in eine neue Katastrophe hineingestürzt werden!“

Ob die „katholische Reaktion“ über solche Gedanken tatsächlich in Raserei gerät, wie der Verfasser Michail Liffschütz meint, sei dahingestellt. Dazu sind die vorgetragenen Gedanken zu alt. Sie haben für sie bereits den Modergeruch der Vergangenheit an sich. Außerdem weiß man, daß das Stück Erde, das die Segnungen des Bolschewismus zu spüren bekam, alles weniger als ein gesegnetes Land ist. Auffallend ist nur die Unverfrorenheit (oder Unwissenheit?), mit der diese alten Dinge als neue Erkenntnis vorgetragen werden. Immerhin mag manchem doch anzuraten sein, zu bedenken, daß der Bolschewismus der unversöhnliche Feind nicht nur der katholischen Kirche, sondern jeglicher Religion ist. Die Methoden seines Kampfes mögen sich ändern, das Ziel bleibt das gleiche: die Ausrottung des Glaubens an Gott. Die katholische Kirche hat schon viele Irrlehren überstanden; sie wird auch noch stehen, wenn der Bolschewismus nur mehr eine geschichtliche Erinnerung ist.

*Bodenreform und Kommunismus im Fernen Osten.* Wie sehr die asiatischen Massen nach einer neuen Wirtschafts- und Sozialordnung dürsten, wird dem Westen durch die Ereignisse immer deutlicher gemacht. Unter den Gründen, die einen rasenden Fanatiker bewegten, den Ministerpräsidenten Pakistans Liaquat Ali Khan zu ermorden, ist vielleicht auch die Unzufriedenheit mancher Volkskreise mit der Agrarpolitik dieses Staatsmannes und seiner Partei. Es wurde ihm und der muslimischen Liga — der einzigen Partei des Landes — vorgeworfen, daß sie die Oberschicht der großen Grundeigentümer an der Macht gehalten habe (Osservatore Romano, 21. Okt. 1951, S. 2). In China war es ähnlich, bis Mao Tse Tung Wandel schaffte. Sogar auf den Philippinen, die jahrhundertelang unter spanischer und dann rund 50 Jahre unter amerikanischer Herrschaft gestanden

haben, liegen die Dinge im Argen. Bis 1924 wurden nur 12 Prozent des nutzbaren Landes wirklich bebaut und 1939 immer noch nicht mehr als 22 Prozent. Die philippinischen Inseln vermöchten mindestens ebensoviele Menschen zu ernähren wie Japan, hatten aber 1918 nur 10,2 Millionen und 1948 erst 19,2 Millionen Einwohner (vgl. Anton Zischka, Asien, Oldenburg 1950, S. 224). Fast noch übler als die geringe Nutzung ist die soziale Schichtung im Landbau. Auch auf den Philippinen steht einer verhältnismäßig geringen Zahl von Grundbesitzern eine besitzlose Masse von Landarbeitern gegenüber. Wie die meisten ostasiatischen Gebiete haben auch die Philippinen unter dem Krieg gelitten. Die USA stellten dem jungen Freistaat große Geldmittel zur Verfügung, die dem Wiederaufbau dienen sollten. Schließlich belief sich die Summe auf 1,4 Milliarden Dollars. Und das Ergebnis? Das Geld ist vergeudet worden, während die soziale Lage der unteren Volksschichten sich verschlechterte.

Anstatt den Banken, den Wucherern und Händlern Darlehen zu gewähren, müßte man mit den amerikanischen Mitteln tun, was seit Jahrzehnten versäumt worden ist: die landwirtschaftliche Nutzfläche vergrößern und die völlig veralteten und einseitigen Erzeugungsmethoden auf den heutigen Stand bringen. Weiter wäre eine Änderung der Steuerpolitik und die Auflösung des Großgrundbesitzes durch Schaffung von Bauernstellen Gebot der Stunde. Denn die bisherige Versäumnis hat dazu geführt, daß weite Gegenden von kommunistisch geschürten Aufständen der Landleute bedroht werden, deren Lohn nach dem Urteil einer amerikanischen Kommission in vielen Fällen unter dem Existenzminimum liegt. (Vgl. Tibor Mende, „*Vers une nouvelle attitude européenne en Asie*“, in „*Esprit*“, Februar 1951, S. 201ff.)

*Wirtschaftliche und soziale Umschichtung in Innerafrika.* Die Berührung mit den Europäern war schon seit Jahrhunderten schicksalhaft für den schwarzen Erdteil. Ehemals waren es Sklaven und Elfenbein, die von den Händlern gefragt und nach Übersee verfrachtet wurden. Sklavenjagd und Sklavenhandel sind — wenigstens offiziell — vorbei, der Handel mit Europa, Amerika und anderen Gebieten beschränkt sich auf die mannigfachen Landesprodukte und die Erzeugnisse der jungen Industrie — aber wiederum steht ein großes wirtschaftlich-soziales Übel zur Debatte. Es entstand durch die größeren Lebensbedürfnisse der Neger und durch die beginnende Industrialisierung. Schon immer hatten die fremden Kaufleute im Tausch mit afrikanischen Produkten Kleider, Decken, Geräte und ähnliches angeboten. Heute wünscht der Schwarze überdies Tabak, Seife, Zucker, und wo immer er glaubt, es sich leisten zu können, ein Fahrrad u. a. So ist durch seinen Umgang mit den Weißen das Verlangen nach den Gütern der Zivilisation gewachsen, die Mittel aber, sich diese Güter auf herkömmliche Weise zu beschaffen, sind nicht mehr geworden. Der Neger im angestammten Sippenverband, als Bauer und Viehzüchter, hat karge Einkünfte. Im Betschuanenland zum Beispiel hat die Eingeborenenbevölkerung zwischen 1938 und 1942 durchschnittlich jährlich 709955 Pfund ausgegeben, während der Ertrag des eigenen Landes nur 242500 Pfund betrug. In Französisch-Westafrika liegen die Verhältnisse noch schlechter. In einem für diese Gegend typischen Bauernhaushalt beliefen sich die Einnahmen vom Verkauf der überschüssigen Ernte auf jährlich durchschnittlich 368 Franken, während die Ausgaben in der gleichen Zeit 1487 Franken betrugen. Es handelt sich hier keineswegs um übertriebenen Aufwand, sondern um ganz normale, gewöhnliche Ausgaben. Ähnlich liegen die Dinge in Belgisch-Kongo.

Um den Fehlbetrag ihres Haushaltes zu decken, bleibt den Negern einstweilen nur die Arbeit beim weißen Herrn, vor allem in der Industrie. Daher Massenabwanderung der Arbeitstüchtigen in die neuerstandenen Industriezentren. Sie wer-